



CANSTEIN-BRIEFE Herbst
1974

Superintendent i. R. Günther Leppin †

Die Leser der Canstein-Briefe haben einen treuen Freund verloren. Viele von ihnen werden mit Trauer und Schmerz auf die Nachricht reagieren, daß Gott den Herausgeber und Schriftleiter unseres Blattes, Superintendent i. R. Günther Leppin in Detmold-Hiddesen, am 1. Juli 1974 unerwartet heimgerufen hat. Superintendent Leppin hatte eine sehr persönliche Art, die Canstein-Briefe zu gestalten. Nicht nur daß man ihm in jedem seiner zahlreichen Aufsätze und Berichte abspüren konnte, wie sehr er mit dem Herzen bei der Sache war, wurde auch deutlich, daß er immer wieder das Gespräch mit den Lesern suchte. Er wollte ihnen das Herz warm machen, ein Echo wecken und sie mit hineinziehen in das große Werk der weltweiten Bibelverbreitung. Mancher hat auch die andringende, aufrüttelnde Kraft seiner Appelle verspürt und ihm eine besondere Freude damit bereitet, daß er ihm antwortete, Fragen stellte oder Ratschläge gab, wie die Werbung noch gründlicher, noch umfassender gestaltet werden könnte. Die größte Freude aber war ihm zu hören, daß für die Arbeit der Cansteinschen Bibelanstalt die Hände gefaltet und Opfer gebracht wurden. So hat er in wenigen Jahren einen großen Freundeskreis in Westfalen und Westberlin sammeln können, dessen Gaben für das Werk der Bibelverbreitung daheim und in Ostafrika von Jahr zu Jahr anstiegen.

Aber Superintendent Leppin hat sich nicht darauf beschränkt, mit der Feder zu werben. Er führte Bibeltage und -abende in den Gemeinden durch, hielt Vorträge vor Pfarr- und Superintendentenkonferenzen, organisierte unter Beteiligung der Westfälischen Kirchenleitung anlässlich der 250. Wiederkehr des Todestages Cansteins im Jahre 1969 eine Gedenkfeier auf Burg Canstein, sprach im Rundfunk und erreichte allmählich, daß der Name des Freiherrn Carl Hildebrand von Canstein, der einem alten westfälischen Geschlecht entstammte und zum Begründer der ersten Bibelanstalt der Welt wurde, auch in Westfalen bekannt und zu einem festen Begriff wurde. Wie glücklich wäre er gewesen, wenn er noch hätte erleben dürfen, daß die Stadtverwaltung die Straße an der das neue Pressehaus der Westfälischen Kirche in Bielefeld-Brackwede liegt, vom Januar 1975 ab in Canstein-Straße umbenennen wird! Denn nicht nur der Bibel und ihrer Verbreitung galt seine Liebe, sondern auch dem frommen Vater der großen Bibelbewegung, dessen Leben und Wirken er in einem schönen Büchlein anschaulich und lebendig geschildert hat.

Wer war der Mann, der so viele Freunde aus allen Kreisen der großen bibelgläubigen Gemeinde um sich und die Sache, der er sich verschrieben hatte, zu sammeln vermochte?

Günther Leppin stammte aus Berlin, wo er am 18. Oktober 1899 als ältestes von fünf Kindern des Oberpostsekretärs Rudolf Leppin geboren wurde. Den Besuch des Königsstädtischen Gymnasiums schloß er 1917 mit dem Abitur ab, wurde zum Kriegsdienst eingezogen und für seinen Fronteinsatz mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.



Schon als Schüler hatte er dem Bibelkreis (B. K.) angehört. Von 1919 ab studierte er Theologie an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin und legte 1923 sein erstes theologisches Examen ab. Nach einer kurzen Tätigkeit als Hauslehrer wurde er in das Berliner Domkandidatenstift eingewiesen, dessen Besuch einer geistigen Elite von Kandidaten aus sämtlichen Provinzen der großen Evangelischen Kirche der altpreußischen Union vorbehalten war. Die zweite theologische Prüfung bestand er 1925. Nach seiner Ordination wurde er vom Berliner Konsistorium als Hilfsprediger nach Züllichau in der Neumark entsandt, wo er 20 Jahre lang nacheinander als Archidiakon, Oberpfarrer und Superintendent tätig war. Schon im Jahr 1936 war er zum Kreispfarrer der Bekennenden Kirche gewählt worden. Am 28. Januar 1945 hielt er in der dortigen Stadtkirche den letzten deutschen evangelischen Gottesdienst, während schon der Geschützdonner von der nahen Front herüber dröhnte. Am nächsten Tag zogen die Russen in Züllichau ein, das heute zu Polen gehört. Superintendent Leppin hat dem Verlust seiner zweiten Heimat sehr nachgetrauert; er veröffentlichte eine Reihe von Gedenkaufsätzen über die Geschichte und die wechselvollen Schicksale der Züllichauer Gemeinde und vertrat bis zuletzt als Sprecher des Kirchlichen Hilfskomitees die Interessen der heimatvertriebenen Ostbrandenburger. Seine dritte Heimat fand er dann in Westfalen, wo er bis zum Jahr 1965 als Pfarrer in der Kirchengemeinde Kamen wirkte. Bischof D. Scharf, der mit Superintendent Leppin befreundet war, machte mich auf ihn aufmerksam, als die Cansteinsche Bibelanstalt einen theologischen Mitarbeiter suchte. Die Lektüre einiger Nummern des von Leppin herausgegebenen Kamener Gemeindeblattes ließ mich seine gewandte Feder erkennen und vermittelte mir die Überzeugung, daß er der gesuchte rechte Mann sein werde. Wieviel Dank ihm die Cansteinsche Bibelanstalt für seine

zähe und treue Aufbauarbeit schuldig ist, dürfte aus den vorausgegangenen Ausführungen deutlich geworden sein.

In seinem letzten Tätigkeitsbericht, den Superintendent Leppin dem Direktorium am 24. Oktober 1973 erstattete, hieß es:

„Die Vortragstätigkeit lief im bisherigen Umfang weiter und führte jeweils zu vermehrter, z. T. regelmäßiger Spendenbereitschaft, nicht nur bei Einzelpersonen, sondern auch bei kirchlichen Gremien. Zur weiteren Information verweise ich auf die Ihnen jeweils zugehenden Canstein-Briefe. Diesen gilt meine besondere Liebe, in Verbindung mit diesen auch der Betreuung des sie fürbittend und spendend begleitenden Freundeskreises. Die Fülle von Kleinarbeit, die jede Nummer erfordert, ist dem Kundigen bekannt. Sie beschränkt sich nicht etwa auf ein „Stoßgeschäft“ zum Erscheinen der jeweiligen Nummer, sondern sie fordert Planen, Bedenken, Korrespondieren und Handeln das ganze Jahr hindurch. Ich danke allen, die mich bisher mit Rat und Tat unterstützt haben.

Abschließend zu diesem Komplex gebe ich dem Direktorium eine Information, die ich unserem Präsidenten und unserem Hauptgeschäftsführer schon vor Monaten gab. Ich bin willens, spätestens unmittelbar nach meinem 75. Geburtstag (Oktober 1974) meinen Auftrag an die Cansteinsche Bibelanstalt zurückzugeben. Ich bitte daher zu erwägen und vorzusorgen, wie unter veränderten Verhältnissen eine gesunde, möglichst reibungslose Weiterführung der Arbeit einschließlich der Verantwortung für die Canstein-Briefe gewährleistet werden kann.“

Soweit Superintendent Leppin. Aber Gott hatte einen anderen Terminkalender, indem er ihn schon vorher aus seiner Arbeit löste. Und so konnten wir zu seiner goldenen Ordination am 4. Oktober und zu seinem 75. Geburtstag am 18. Oktober 1974 unserem lieben und verehrten Freund nicht mehr persönlich die Hand drücken, sondern nur noch Worte dankbaren Gedenkens an seine Witwe, seine treue Lebenskameradin, richten.

Gott hatte den Heimgegangenen mit reichen Gaben gesegnet. Er war ein kluger Theologe, besaß ein meist treffendes Urteil, verband Umsicht mit Tatkraft, verfügte über einen großen Reichtum an konstruktiven Ideen und hatte – vor allem – ein brennendes Herz. Darum war es ihm selbstverständlich, daß ein Christ immer auch ein Zeuge Jesu Christi sein müsse. Von Jugend auf mit der Bibel vertraut, stand ihm fest, daß allein in Jesus Christus das Heil für die Menschheit beschlossen ist. Auf diesen Herrn baute er im Leben und im Sterben.

An seine alte Heimatstadt Berlin hatte er sich eine ungebrochene Anhänglichkeit bewahrt. Deshalb richtete er sein besonderes Augenmerk darauf, daß

die Cansteinsche Bibelanstalt auch in Berlin festen Fuß faßte. Er half mit bei der Errichtung einer eigenen Geschäftsstelle, setzte sich für die Schaffung einer Gedenktafel an der Ruhestätte des Freiherrn von Canstein in der Marienkirche ein, versandte regelmäßige Rundschreiben an die Berliner Pfarrer und Superintendenten und drang unermüdlich auf die Durchführung einer öffentlichen bibelmissionarischen Großveranstaltung. Er durfte die Genugtuung erleben, daß seine Bemühungen im November 1972 mit der Berliner Bibelinitiative „Weltbestseller Nr. 1“ in der Kongreßhalle gekrönt wurden, zu der sich nicht weniger als 8000 Hörer einfanden. Mit der Bibelinitiative wurde zugleich ein Modell geschaffen von dem zu hoffen ist, daß es weithin übernommen werden wird.

Auch seine letzten Pläne galten der geliebten Heimatstadt. Er wollte ein Faltblatt mit dem Titel »Was verdankt Berlin dem Freiherrn von Canstein?« verfassen, das allen Nummern des Berliner Sonntagsblattes »Die Kirche« beigelegt werden sollte. Damit hoffte er eine Stoß- und Breitenwirkung zu erzielen, die der Cansteinschen Bibelanstalt viele neue Freunde zuführen würde. Dieses Vorhaben, an dessen Ausführung ihn sein schneller Tod hinderte, soll uns ein Vermächtnis bleiben, das wir in seinem Geist zu verwirklichen versuchen wollen.

Professor D. Dr. Oskar Söhngen
Präsident der Cansteinschen Bibelanstalt

Das unbekannte Buch

Hans Walter Wolff

Vier Testfragen sollen eine Selbstkontrolle darüber ermöglichen, wie bekannt oder unbekannt Ihnen die Bibel ist.

1. Kennen Sie eine der ältesten politischen Satiren der Weltliteratur, die als Jothams Fabel im Richterbuch (Kap. 9, 8–15) erzählt wird? Hören Sie: »Einst zogen die Bäume aus, um über sich einen König zu salben. Sie sprachen zum Ölbaum: Sei über uns König! Aber der Ölbaum sprach zu ihnen: Soll ich meine Fettigkeit lassen, darum mich Götter und Menschen ehren, und hingehen, um über den Bäumen zu schweben? – Da sprachen die Bäume zum Feigenbaum: Komm du und sei über uns König! Aber der Feigenbaum sprach zu ihnen: Soll ich meine Süßigkeit lassen und meine guten Früchte und hingehen, um über den Bäumen zu schweben? – Da sprachen die Bäume zum Weinstock: Komm du und sei König über uns! Aber der Weinstock sprach zu ihnen: Soll ich meinen Most lassen, der Götter und Menschen erfreut, und hingehen, um über den Bäumen zu schwe-

ben? – Da sprachen alle Bäume zum Dornstrauch: Komm du, sei König über uns! Da sprach der Dornstrauch zu den Bäumen: Wollt ihr wirklich mich zum König über euch salben, so kommt, bergt euch in meinem Schatten! Wo nicht, so gehe Feuer aus vom Dornstrauch und verzehre die Zedern des Libanon.«

Merken Sie die Ironie der Fabel? König will nur einer werden, der zum Wohl des Ganzen nichts beizutragen hat, weder Fett, noch Süße, noch die Freude des Weins. Schatten bietet er an. Was hätte er schon davon zu liefern! Dabei bedroht er sofort die Zedern, unter denen man erquickenden Sonnenschutz finden kann. Leere Angebote und protzige Drohungen. So gibt Jotham das Königtum des alten Orients dem schallenden Gelächter Altisraels preis. So wie ein orientalischer Despot soll kein Mensch über Menschen herrschen, nachdem Gott sich als Befreier von Sklaven aus Ägypten zeigte. Haben Sie schon einmal damit gerechnet, daß Gottes Wort die Form der politischen Satire annehmen kann?

2. Wissen Sie, wie von dieser Gotteserfahrung her das altorientalische Sklavenrecht allein im 5. Buch Mose weiterentwickelt wurde? Hier werden die zehn Gebote wiederholt, darunter das Sabbatgebot (5, 12–15). Als Grund für die Arbeitsruhe an jedem siebenten Tag wird darauf verwiesen, daß Israel daran denken soll, wie es aus der Sklavenarbeit Ägyptens befreit wurde. Die praktische Abzweckung zielt aber vor allem darauf, »daß dein Sklave und deine Sklavin Ruhe haben sollen gleich wie du!«

»Gleich wie du!« – Da erfolgt ein erstaunlicher Durchbruch des Gleichberechtigungsgedankens zur Überwindung der sozialen Gegensätze. – Noch deutlicher wird es beim Gesetz über die Sklavenentlassung nach jeweils sechs Jahren (15, 12–18). Der Sklave wird seinem Besitzer als »Bruder« empfohlen: »man soll ihn nicht mit leeren Händen ziehen lassen.« »Du sollst ihn mit Gaben von deinem Kleinvieh, deiner Tenne und deiner Kelter reichlich versehen; entsprechend dem Segen, mit dem der Herr, dein Gott, dich segnete, sollst du ihm geben.« Und wieder wird der israelitische Freie daran erinnert, daß er ja selbst Sklave in Ägypten war. Das Bekenntnis zum Gott des Auszugs holt zugleich in die Solidarität mit den Vätern und mit dem Sklaven; denn mit diesen und jenen steht der Hörer vor dem Gott des Auszugs. So soll er mit dem Sklaven nicht nach einem gesetzlich festgelegten Maß teilen, sondern nach dem Maß des selbst empfangenen Segens in der Freiheit des Mitgefühls. – Ganz erstaunlich ist die Bestimmung für entlaufene Sklaven (23, 16 f): »Du sollst ihn nicht seinem Herrn ausliefern! Bei dir soll er bleiben dürfen an dem Orte, den er sich in einer deiner Ortschaften, wo es ihm gefällt, aussucht. Du darfst keinen Druck auf ihn ausüben.« Dieses Gesetz ist singulär im alten Orient. Ein Israelit

soll eher mit einem entlaufenen Sklaven als mit dessen Dienstherrn sympathisieren. Das sprengt alle überkommenen Regeln. Über den Trend zur menschenwürdigen Behandlung des Sklaven hinaus zeigt sich hier eine deutliche Tendenz in Richtung Sklavenbefreiung. Wußten Sie das? Ist es nicht eine Schande, daß die Christenheit erst allzu spät und allzu inkonsequent solche vergessenen Anstöße aufnahm?

3. Es ist eine Zukunftsfrage für jeden Menschen, wie man recht altern sollte. Kennen Sie aus dem Zyklus der Davidgeschichten die kostbare Erzählung von dem hochbetagten Barsillai? Im 2. Samuelbuch 19, 32–38 wird sie aufbewahrt. Als ein vermöglicher Mann hatte der Gileaditer Barsillai den König David auf der Flucht vor seinem Sohn Absalom, der ihm den Thron streitig machen wollte, mit Lebensmitteln versorgt. Nach Absaloms Tod schickt David sich zur Rückkehr aus dem Ostjordanland nach Jerusalem an. Bis an den Jordan will ihn der achtzigjährige Barsillai begleiten. Doch da erklärt ihm David unterwegs, daß er ihm zum Dank mit nach Jerusalem nehmen und ihn dort königlich versorgen möchte. Darauf antwortet der Greis dem König: »Wie viele Lebensjahre habe ich noch, daß ich mit dem König nach Jerusalem ziehen soll? Ich bin achtzig Jahre alt. Kann ich da noch Gutes und Schlechtes unterscheiden? Schmeckt da noch deinem Knecht, was ich esse und trinke? Kann ich noch der Stimme der Sänger und Sängerinnen lauschen? Warum soll dein Knecht noch meinem Herrn, dem König, zur Last fallen? . . . Laß deinen Knecht umkehren, damit ich in meiner Stadt beim Grabe meines Vaters und meiner Mutter sterben kann.« Dann schlägt er vor, daß ein Jüngerer statt seiner mit dem König zieht. Da ist also ein alternder Mensch, der nüchtern seine wachsende Schwäche und seine zunehmende Unfähigkeit zum Genießen wahrnimmt und ausspricht: er tut, was an ihm liegt, daß er keinem zur Last wird, und gibt einem Jüngeren den Weg frei. Kannten Sie diesen zum Nachdenken einladenden Bericht?

4. Vielleicht erinnern Sie sich an das großartige Bild aus dem Jakobusbrief von der Zunge als dem Funken, der ein Großfeuer entzünden kann (3, 6). Aber haben Sie auch schon einmal das Buch der Sprüche nach seinen Regeln für den rechten Umgang mit dem Wort durchsucht? Was sagen Sie zu der folgenden kleinen Sammlung von Hilfen in dem schwierigsten und zugleich wichtigsten Kapitel der Selbsterziehung. Wann soll man allererst den Mund auftun? Sprüche 18, 13 sagt:

Wer Antwort gibt, ehe er hört,
Torheit ist's ihm und Schande.

Wieviel soll man sagen?

Bei vielem Reden bleibt Sünde nicht aus,
doch wer die Lippen zügelt, handelt verständig. (10, 19)

Wer sparsam spricht, hat klare Erkenntnis,
kühlen Geist hat der Mann der Vernunft. (17, 27)

Wer zu Wiederholungen neigt, denke an 26, 11:

Wie ein Hund zurückkehrt zu seinem Gespei,
ist der Tor, der seine Dummheit wiederholt.

Ebenso schlimm ist das übereilte Wort.

Siehst du einen, der mit seinen Worten hastet,
für einen Toren gibt's mehr Hoffnung als für ihn. (29, 20)

Das gemessene, freundliche Wort erreicht mehr als Gewalt.

Durch Geduld wird ein Fürst überredet,
und eine sanfte Zunge zerbricht Knochen. (25, 15)

Und das gütige Wort wirkt wie beste Medizin.

Eine Honiggabe sind freundliche Worte,
süß der Seele und Heilung dem Gebein. (16, 24)

Ingeborg Bachmann hat solche Weisheit aufgenommen: »Hätten wir das Wort, hätten wir die Sprache, wir brauchten die Waffen nicht.«

Aber wie genau kommt es darauf an, daß das rechte Wort zur rechten Stunde gesagt wird.

Wie Essig auf eine Wunde,
so wer Lieder vorsingt einem mißmutigen Herzen. (25,20)

Und dann gibt es da noch eine letzte, merkwürdige Differenz zwischen dem geplanten Wort und dem ausgesprochenen Wort; darüber läßt sich der aufgeklärte Mensch ungern aufklären.

Der Mensch setzt sich's wohl vor im Herzen,
aber vom Herrn kommt, was die Zunge reden wird. (16, 1)

Ist solche biblische Spruchweisheit zum rechten Umgang mit dem Wort schon bekannte Bibel? Oder geht es Ihnen wie mir: da wäre noch täglich wertvolles Terrain zu gewinnen?

Aus: Das unbekannte Buch (Canstein)

Der weihnachtliche Lobgesang

Immer wieder geschieht es, daß Menschen in aller Unbefangenheit und besten Glaubens etwas aus der Bibel zitieren, was dort nicht oder doch nicht in diesem Sinne »geschrieben steht«. So behaupten sie etwa, Eva habe Adam mit einem Apfel zur Sünde verführt. Die Maler haben die Szene gemalt, die Dichter haben sie besungen, die Witzbolde haben ihre mehr oder weniger geistreichen Anmerkungen dazu gemacht. Aber die Bibel weiß nichts

von einem Apfel. Ebensowenig ist es angängig, den bewegenden Ausspruch Ruths »Wo du hingehst, da will auch ich hingehen, und wo du bleibst da bleibe auch ich« mit einem Verlöbniß oder einer Eheschließung in Zusammenhang zu bringen. Auch davon ist in der Bibel nichts zu finden. Die Moabiterin Ruth sagt die Worte vielmehr zu ihrer jüdischen Schwiegermutter und bekennt sich mit ihnen zu deren Volk und Gott. Wie oft wird dem Psalmisten nicht die fragwürdige Weisheit unterstellt, ein Leben der Mühe und Arbeit sei ein köstliches Leben, während doch gerade das Gegenteil gemeint ist, nämlich dies, das Leben laste so schwer auf den Menschen, daß Mühsal und Plage noch das Beste daran seien. Fast jedes Mal, wenn jemand bei einer entsprechenden Gelegenheit die Mahnung anbringt, man möge sich nicht nur von materiellen Interessen leiten lassen, muß der Bibelvers herhalten, der Mensch lebe nicht vom Brot allein. Aber weder Mose noch Christus, der den Versucher auf das Mosewort hinweist, hat diesen Gegensatz im Sinn gehabt. Denn natürlich lebt der Mensch vom Brot, nur eben nicht vom Brot als solchem, von der toten Substanz des Brotes, sondern davon, daß Gottes Wort und Wille das Brot mit lebenspendender Kraft segnet. So steht es denn auch da. Und was die Heiligen drei Könige betrifft, so waren es weder Heilige, noch drei, noch Könige.

In dieser Reihe, die sich noch beträchtlich verlängern ließe, gehört auch die Veräußerlichung der weihnachtlichen Engelsbotschaft »Friede auf Erden« zu einer Parole des Völkerfriedens. Jahr für Jahr bekommt der Leser am 24. Dezember in Leitartikeln und Betrachtungen diesen Weihnachtsersatz angeboten. Der Völkerfriede ist wahrhaftig eine ernste Sache und wert, daß die Aufmerksamkeit unaufhörlich auf ihn gelenkt und die ganze Kraft des Menschengestes zu seiner Verwirklichung angespannt wird. Aber mit dem, was in Bethlehem geschehen ist, hat er nichts oder doch erst in zweiter Hinsicht etwas zu tun. Der Spruch der himmlischen Heerscharen zielte und zielt in seinem vollständigen Wortlaut ganz woanders hin. Wer ihn nur zu einem Viertel anführt, verfälscht ihn von Grund auf.

Es sollte zu denken geben, daß bei Lukas steht: »Sie, die Engel, lobten Gott und sprachen . . .« Die Worte der Engel sind also nicht an die Menschen, sondern an Gott gerichtet. Ihre sogenannte Friedensbotschaft ist gar keine Botschaft im eigentlichen Verstande, sondern ein Lobgesang. In den Aufsätzen, die vom Frieden unter den Völkern sprechen oder auch nur vom Frieden unter den Menschen, wird der erste Satz des Engelgesangs meist nicht erwähnt. Aber gerade er darf unter keinen Umständen fehlen: »Ehre sei Gott in den Höhen!« Ohne ihn ist das Ganze sinnlos. Ehre — die Übersetzung klingt nicht machtvoll genug. Das Wort Doxa, das im griechischen Text steht, ist seinerseits die Übersetzung des hebräischen Kabod. Es bedeutet weit mehr als Ehre, es bedeutet die Erscheinung der ungeheuren

Majestät Gottes, die wie ein vernichtender Feuerglanz aufflammt und jeden Menschen zu Boden schmettert, den sie trifft. Darum fürchteten sich die Hirten auch so sehr, als plötzlich die Doxa des Herrn um sie leuchtete. »Ehre sei Gott in den Höhen!« heißt also, daß Gottes Heiligkeit über alles Menschenbegreifen gewaltig und unertragbar lodert. Die Unertragbarkeit schließt die Unnahbarkeit ein. Kein Mensch vermag dorthin vorzudringen, wo Gottes Doxa waltet. Er ist der Andere, der Fremde, der Jenseitige, der Unfaßbare. Er ist »in den Höhen«.

Die russischen Kommunisten haben mit atheistischem Stolz verkündet, ihre Astronauten hätten im Weltraum nichts von Gott gesehen. Damit glaubten sie in ihrer Ahnungslosigkeit, einen Schlag gegen das Christentum zu führen. In Wirklichkeit befinden sie sich aber in voller Übereinstimmung mit der biblischen Aussage. Die Bibel weiß, daß Gott nicht in der Schöpfung haust, nicht im Weltall, nicht im blühenden Kirschbaum und nicht in der H-Moll-Messe. Es gibt keinen pantheistischen Gott. Gott ist unendlich anders als die Schöpfung, anders auch als die Schöpfung in ihren herrlichsten Herrlichkeiten. Die Schöpfung ist sein Werk und nicht sein Wesen. Wer ihn in der abgefallenen Schöpfung sucht, wird ihn nie finden, wie tief er auch in sie eindringt. In der Tiefe der Schöpfung wohnt nicht Gott, sondern der Tod, die Sinnlosigkeit, das nichtendende Nichts der Nihilisten. Auch diese Erkenntnis deckt sich durchaus mit dem, was die Bibel zu vermelden hat. Aber die Bibel weiß nicht nur, daß Gott nicht in der Schöpfung lebt und daß die Schöpfung dem Tode verfallen ist, sie weiß auch — und darin liegt das Schockierende, das Skandalöse, der Widersinn, das Verwegene ihrer Aussage —, sie weiß auch, daß der Schöpfergott sich aus seiner Urferne und Urandersheit in Christus der Welt zugewandt hat, daß er in Christus Mensch geworden ist, sündiger Mensch mit dem ganzen Elend und der ganzen Ausweglosigkeit des Menschenseins, daß er ins »Fleisch« gekommen ist, wie der harte Ausdruck lautet. Christus war und ist kein Religionsstifter, kein Sozialrevolutionär und kein Wahrheitslehrer. Er war und ist wahrer Gott und wahrer Mensch. Wahrer Mensch bis in jenen Abgrund menschlichen Am-Ende-Seins und menschlichen Entsetzens, aus dem er für alle Verzweifelten das »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« zum schweigenden Himmel emporgeschrien hat. Wahrer Mensch bis dahin sogar, daß er in die Todeszelle getreten ist und sich an Stelle des zu Recht Verurteilten hat hinrichten lassen, während der Verurteilte frei davongehen konnte. Alles, was der Mensch irgend an Strafe verdient hat, wenn Gott nach Recht und Gesetz mit ihm verführe, hat er auf sich genommen. Wahrer Gott und wahrer Mensch um der Rettung des Menschen willen, um der Versöhnung willen des Menschen mit Gott, um des Friedens willen im Herzen des Menschen.

Das ist die »große Freude«, die der Engel des Herrn den bethlehemitischen Hirten in der Weihnacht verkündigt. Und das ist der Grund, weswegen die Menge des himmlischen Heeres Gott lobt und preist. Und das meinen die Worte: »Und Friede auf Erden in den Menschen, an denen Gott Wohlgefallen hat.« Nichts von Völkerfrieden, wenigstens zunächst nicht. Es geht vielmehr um den Frieden zwischen Mensch und Gott, den der Mensch gebrochen hat, als er sein wollte wie Gott, und den der Mensch noch heute jeden Tag von neuem bricht. Es geht um die Aufhebung der menschlichen Ruhelosigkeit, des Verstörtseins, der Verzweiflung. Zu Weihnachten ist Gott Mensch geworden, auf Golgatha hat er durch seinen Tod am Kreuzesgalgen die Schuld aller Menschen aller Zeiten bezahlt, und Ostern hat er den Tod besiegt, einmal für allemal. Das eine gehört zum andern. Es ist geschehen, es ist Geschichte. Christentum ist keine Lehre, sondern ein Geschehnis. Wie es ja auch immer wieder heißt: »Und es geschah . . . und es begab sich . . .« Christentum ist die Geschichte von der Liebe Gottes zu seiner Schöpfung, insbesondere zum Menschen, zu diesem merkwürdigen Geschöpf, das sich immer wieder in Undankbarkeit und Aufsässigkeit und Verstocktheit verrennt. Und Weihnachten ist die Geschichte vom Einbruch dieser unfaßlichen Liebe mitten ins verhärtete Herz des Menschen.

Das diejenigen, die im Glauben an Christus das Überwältigtwerden von der Liebe Gottes erfahren und deren friedloses Herz den Frieden in Gott findet, nicht anders können, als auch untereinander Frieden zu halten, versteht sich von selbst. Insofern ist Weihnachten auch ein Fest des Friedens unter den Menschen. Aber nur insofern. Denn nur Menschen, die den Frieden in Gott gefunden haben, der höher ist als alle Vernunft, können ihren Mitmenschen und der Welt Frieden bringen. Alle anderen Versuche sind von vornherein zum Scheitern verurteilt. Wer das Weltwesen mit nüchternen Augen betrachtet, kann nicht umhin, das auch zu erkennen.

Mit Genehmigung des Neukirchener Verlags des Erziehungsvereins aus dem Weihnachtsbuch von Hausmann, „Nacht der Nächte“ (64 S., DM 4,80).

Die heilige Nacht

Selma Lagerlöff

Es war an einem Weihnachtstag, alle waren zur Kirche gefahren, außer Großmutter und mir. Ich glaube, wir beide waren im ganzen Hause allein. Wir hatten nicht mitfahren können, weil die eine zu jung und die andere zu alt war. Und alle beide waren wir betrübt, daß wir nicht zum Mettegesang fahren und die Weihnachtslichter sehen konnten.

Wie wir so in unserer Einsamkeit saßen, fing Großmutter zu erzählen an.

»Es war einmal ein Mann«, sagte sie, »der in die dunkle Nacht hinausging, um sich Feuer zu leihen. Er ging von Haus zu Haus und klopfte an. »Ihr lieben Leute, helft mir!« sagte er. »Mein Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muß Feuer anzünden, um sie und den Kleinen zu erwärmen.«

Aber es war tiefe Nacht, so daß alle Menschen schliefen, und niemand antwortete ihm.

Der Mann ging und ging. Endlich erblickte er in weiter Ferne einen Feuerschein. Da wanderte er dieser Richtung zu und sah, daß das Feuer im Freien brannte. Eine Menge weiße Schafe lagen rings um das Feuer und schliefen, und ein alter Hirt wachte über die Herde.

Als der Mann, der Feuer leihen wollte, zu den Schafen kam, sah er, daß drei große Hunde zu Füßen des Hirten ruhten und schliefen. Sie erwachten alle drei bei seinem Kommen und sperrten ihre weiten Rachen auf, als ob sie bellen wollten, aber man vernahm keinen Laut.

Der Mann sah, daß sich die Haare auf ihrem Rücken sträubten, er sah, wie ihre scharfen Zähne funkelnd weiß im Feuerschein leuchteten und wie sie auf ihn losstürzten. Er fühlte, daß einer von ihnen nach seinen Beinen schnappte und einer nach seiner Hand, und daß einer sich an seine Kehle hängte. Aber die Kinnladen und die Zähne, mit denen die Hunde beißen wollten, gehorchten ihnen nicht, und der Mann litt nicht den kleinsten Schaden.

Nun wollte der Mann weitergehen, um das zu finden, was er brauchte. Aber die Schafe lagen so dicht nebeneinander, Rücken an Rücken, daß er nicht vorwärts kommen konnte. Da stieg der Mann auf die Rücken der Tiere und wanderte über sie hin dem Feuer zu. Und keins von den Tieren wachte auf und regte sich.«

Soweit hatte Großmutter ungestört erzählen können, aber nun konnte ich es nicht lassen, sie zu unterbrechen. »Warum regten sie sich nicht, Großmutter?« fragte ich. »Das wirst du nach einem Weilchen schon erfahren«, sagte Großmutter und fuhr mit ihrer Geschichte fort.

»Als der Mann fast beim Feuer angelangt war, sah der Hirte auf. Es war ein alter, mürrischer Mann, der unwirsch und hart gegen alle Menschen war. Und als er einen Fremden kommen sah, griff er nach einem langen, spitzen Stabe, den er in der Hand zu halten pflegte, wenn er seine Herde hütete, und warf ihn nach ihm. Und der Stab fuhr zischend gerade auf den Mann los. Aber ehe er ihn traf, wich er zur Seite und sauste an ihm vorbei, weit über das Feld.«

Als Großmutter soweit gekommen war, unterbrach ich sie abermals. »Großmutter, warum wollte der Stock den Mann nicht schlagen?« Aber Großmutter ließ es sich nicht einfallen, mir zu antworten, sondern fuhr mit ihrer Erzählung fort.

»Nun kam der Mann zu dem Hirten und sagte zu ihm: »Guter Freund, hilf mir und leih mir ein wenig Feuer. Mein Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muß Feuer machen, um sie und den Kleinen zu erwärmen.«

Der Hirt hätte am liebsten nein gesagt, aber als er daran dachte, daß die Hunde dem Manne nicht hatten schaden können, daß die Schafe nicht vor ihm davongelaufen waren, und daß sein Stab ihn nicht fällen wollte, da wurde ihm ein wenig bange, und er wagte es nicht, dem Fremden das abzuschlagen, was er begehrte.

»Nimm, soviel du brauchst«, sagte er zu dem Manne.

Aber das Feuer war beinahe ausgebrannt. Es waren keine Scheite und Zweige mehr übrig, sondern nur ein großer Gluthaufen, und der Fremde hatte weder Schaufel noch Eimer, worin er die roten Kohlen hätte tragen können.

Als der Hirt dies sah, sagte er abermals: »Nimm, soviel du brauchst!« Und er freute sich, daß der Mann kein Feuer wegtragen konnte. Aber der Mann beugte sich hinunter, holte die Kohlen mit bloßen Händen aus der Asche und legte sie in seinen Mantel. Und weder versengten die Kohlen seine Hände, als er sie berührte, noch versengten sie seinen Mantel, sondern der Mann trug sie fort, als wenn es Nüsse oder Äpfel gewesen wären.«

Aber hier wurde die Märchenerzählerin zum drittenmal unterbrochen. »Großmutter, warum wollte die Kohle den Mann nicht brennen?«

»Das wirst du schon hören«, sagte Großmutter, und dann erzählte sie weiter. »Als dieser Hirt, der ein so böser, mürrischer Mann war, dies alles sah, begann er sich bei sich selbst zu wundern: »Was kann dies für eine Nacht sein, wo die Hunde die Schafe nicht beißen, die Schafe nicht erschrecken, die Lanze nicht tötet und das Feuer nicht brennt?« Er rief den Fremden zurück und sagte zu ihm: »Was ist dies für eine Nacht? Und woher kommt es, daß alle Dinge dir Barmherzigkeit zeigen?«

Da sagte der Mann: »Ich kann es dir nicht sagen, wenn du selber es nicht siehst.« Und er wollte seiner Wege gehen, um bald ein Feuer anzuzünden, um Weib und Kind wärmen zu können.

Aber da dachte der Hirt, er wolle den Mann nicht ganz aus dem Gesicht verlieren, bevor er erfahren hätte, was dies alles bedeute. Er stand auf und ging ihm nach, bis er dorthin kam, wo der Fremde daheim war.

Da sah der Hirt, daß der Mann nicht einmal eine Hütte hatte, um darin zu wohnen, sondern er hatte sein Weib und sein Kind in einer Berggrotte liegen, wo es nichts gab, als nackte, kalte Steinwände. Aber der Hirt dachte, daß das arme unschuldige Kindlein vielleicht dort in der Grotte erfrieren würde, und obgleich er ein harter Mann war, wurde er davon doch ergriffen und beschloß, dem Kinde zu helfen. Und er löste sein Ränzel von der Schulter und nahm daraus ein weiches, weißes Schaffell hervor. Das gab er dem fremden Manne und sagte, er möge das Kind darauf betten.

Aber in demselben Augenblick, in dem er zeigte, daß auch er barmherzig sein konnte, wurden ihm die Augen geöffnet, und er sah, was er vorher nicht hatte sehen, und hörte, was er vorher nicht hatte hören können.

Er sah, daß rund um ihn ein dichter Kreis von kleinen, silberbeflügelten Englein stand. Und jedes von ihnen hielt ein Saitenspiel in der Hand, und alle sangen sie mit lauter Stimme, daß in dieser Nacht der Heiland geboren wäre, der die Welt von ihren Sünden erlösen solle.

Da begriff er, warum in dieser Nacht alle Dinge so froh waren, daß sie niemand etwas zuleide tun wollten.

Und nicht nur rings um den Hirten waren Engel, sondern er sah sie überall. Sie saßen in der Grotte, und sie saßen auf dem Berg und sie flogen unter dem Himmel. Sie kamen in großen Scharen über den Weg gegangen, und wie sie vorbeikamen, blieben sie stehen und warfen einen Blick auf das Kind.

Es herrschte eitel Jubel und Freude und Singen und Spiel, und das alles sah er in der dunklen Nacht, in der er früher nichts zu gewahren vermocht hatte. Und er wurde so froh, daß seine Augen geöffnet waren, daß er auf die Knie fiel und Gott dankte.«

Aber als Großmutter soweit gekommen war, seufzte sie und sagte: »Aber was der Hirte sah, das können wir auch sehen, denn die Engel fliegen in jeder Weihnachtsnacht unter dem Himmel, wenn wir sie nur zu gewahren vermögen.«

Und dann legte Großmutter ihre Hand auf meinen Kopf und sagte: »Dies sollst du dir merken, denn es ist so wahr, wie daß ich dich sehe und du mich siehst: Nicht auf Lichter und Lampen kommt es an, und es liegt nicht an Mond und Sonne, sondern, was not tut, ist, daß wir Augen haben, die Gottes Herrlichkeit sehen können.«

* * *

Drunnen und draußen.

In Münster fanden die „Tage der Bibel“ statt, die eine Fortsetzung der mit so großem Erfolg in Berlin begonnenen „Bibelinitiative“ darstellten. Tausende vorwiegend jugendliche Besucher füllten den Dom, in dem der Präses der Westfälischen Kirche, D. Hans Thimme, die Schlußpredigt hielt über „Die Antwort der Bibel auf die Frage nach der Schuld“. Der Präsident des Diakonischen Werkes in Stuttgart, Dr. Schober, hatte einleitend zu der Veranstaltungsreihe, die fünf Tage umfaßte, die Eröffnungspredigt zum Thema „Die Antwort der Bibel auf die Frage nach dem Sinn des Lebens“ gehalten. Anlässlich der ökumenisch gehaltenen „Tage der Bibel“ sprachen ferner Pfarrer Werners, Münster, zum Thema „Die Antwort der Bibel auf die Frage nach der Gerechtigkeit“, Professor Zenger, Münster, zum Thema „Die Antwort der Bibel auf die Frage nach dem Sinn des Leidens“, und Dr. Hans Graf Lehndorff behandelte das Thema „Die Antwort der Bibel auf die Frage nach dem Tod“.

Das Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte machte eine Ausstellung aus Anlaß der ökumenischen Tage der Bibel, die unter dem Thema „Bibel gestern und heute“ stand. — Die Bibel, ein aktuelles Buch!

Für politisches Handeln gibt es in der Bibel keine Rezepte, aber es gibt doch Leitlinien, denen sich politisch handelnde Christen verpflichtet wissen. Die Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages, Liselotte Funcke, Dr. Konrad Kraske und Dr. Dieter Posser geben in dem Buch „Politik und Bibel — Berliner Bibelinitiative 1974“ (Canstein) bedeutungsvolle Stellungnahmen. Die Verbreitung der Bibel in den Ländern des Ostblocks stellt uns immer neue Aufgaben. Allein in Polen verbreiteten die Bibelgesellschaften mehr als 30 000 Bibeln. In Rumänien geht es darum, für 100 000 Bibeln Papier zu beschaffen. Sie sehen, wie wichtig Ihre Hilfe ist.

Frau Irmgard Redlich, die viele Jahre hindurch ihre Kraft der von Cansteinischen Bibelanstalt gegeben hat und unsere Berliner Geschäftsstelle in Charlottenburg, Jebensstr. 3, mit großer Einsatzfreudigkeit betreute ist jetzt in den Ruhestand getreten. Ihre Arbeit wird Frau Pfarrer Hildegard Bode übernehmen, die auch weiterhin den Berliner Gemeinden für Beratung und Vorträge zur Verfügung steht. Sie wird, wie Frau Redlich, dafür sorgen, daß jeder Berliner, der es wünscht, auch in Zukunft eine Bibel unserer Bibelanstalt im Buchhandel erwerben kann.

Frau Redlich schulden wir für ihre vielseitige aufopfernde Tätigkeit aufrichtigen Dank. Ihrer Nachfolgerin wünschen wir dieselben Erfolge in ihrer Arbeit, die wir bei Frau Redlich so oft dankbar bewundert haben.



*Zu unseren Bildern:
Das Wort des Herrn
läuft; ob auf dem
Marktplatz in einem
ostafrikanischen
Dorf, in dem man
das Neue Testament
bespricht (Titelbild),
oder im afrikani-
schen Busch, in dem
von Lepra verkröp-
pelter Hand die
Bibel gehalten wird.*

Im Betreuungsgebiet der Cansteinschen Bibelanstalt werden große Teile der Bevölkerung durch Bibelautos versorgt, von denen wir dank Ihrer Hilfe zwei zur Verfügung stellen konnten. Helfen Sie weiter mit durch Ihre Fürbitte und durch tätige Hilfe. Lassen Sie uns gemeinsam beten:

Wir danken Dir, himmlischer Vater, daß wir miteinander an der Verbreitung Deines Wortes helfen dürfen. Amen.

Unsere Spendenkonten: Postscheckkonto 1927 43 Köln oder Konto 807/4023 bei der Deutschen Bank, Filiale Witten.

Herausgegeben im Auftrage der Von Cansteinschen Bibelanstalt (4800 Bielefeld, Postfach 1770, Telefon: 05 21 / 4 48 61)

Verantwortlich für diese Nummer: W. Dodeshöner, 4800 Bielefeld, Postfach 1770